

Birgit Sauer, Asiye Sel, Ingrid Moritz (Hrsg.)

KÖRPERBILDER KÖRPERSYMBOLS UND BEKLEIDUNGSVORSCHRIFTEN



Zur Repräsentation
von Frauen in Werbung,
Medien und Sport



LESEPROBE

e-Book_{inside}

Sehr geehrte Leserin,
sehr geehrter Leser!

Sie haben ein personalisiertes e-Book aus dem ÖGB-Verlag vor sich. Namen und E-Mail-Adresse des Rechteinhabers dieses Exemplars sehen Sie in der Fußzeile jeder Seite.

Bei allen Büchern aus dem ÖGB-Verlag mit dem Hinweis "e-Book inside" auf dem Umschlag erwerben Sie zusammen mit dem gedruckten Buch auch das Recht, dieses Werk als e-Book herunterzuladen. "e-Book inside" können Sie also derzeit nur gemeinsam mit der Druckversion erwerben.

Vom ÖGB-Verlag zur Verfügung gestellte e-Books unterliegen genauso wie gedruckte Bücher dem Urheberrecht. Nutzen Sie es daher bitte auch genau so wie ein gedrucktes Buch. Die vollständige oder teilweise Weitergabe des e-Books in jeglicher Form ist nicht zulässig. Ebenso sind die öffentliche Wiedergabe oder sonstige Weiterveröffentlichung, eine Vervielfältigung, Zurverfügungstellung oder der Weiterverkauf des e-Books ausgeschlossen. "e-Book inside" ist integraler Bestandteil des Gesamtwerkes und darf nur gemeinsam mit dem gedruckten Buch übertragen werden.

Wenn Sie nicht zur Nutzung dieses e-Books berechtigt sind, dann löschen Sie bitte diese Datei und alle Kopien. Jedes Exemplar dieses e-Books ist mit einem Wasserzeichen personalisiert und kann seinem rechtmäßigen Inhaber zugeordnet werden. Eine widerrechtliche Weitergabe oder Nutzung dieses e-Books wird vom ÖGB-Verlag verfolgt und sanktioniert.

LESEPROBE

Körperbilder, Körpersymbole und Bekleidungs- vorschriften

Zur Repräsentation von Frauen
in Werbung, Medien und Sport

LESEPROBE

Die Inhalte in diesem Buch sind von den Herausgeberinnen und dem Verlag sorgfältig erwogen und geprüft, dennoch kann keine Garantie übernommen werden. Eine Haftung der Herausgeberinnen bzw. des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ausgeschlossen.

Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH
Johann-Böhm-Platz 1, 1020 Wien
T 01/662 32 96-0 | F 01/662 32 96-39793
office@oegbverlag.at | www.oegbverlag.at

Die Grafiken stammen aus dem Archiv der Modeschule Hetzendorf,
Hetzendorfer Straße 79, 1120 Wien.

Die detaillierten Bildnachweise befinden sich auf Seite 240.

Satz/Layout/Umschlaggestaltung: Verlag des ÖGB
Lektorat: Florian Praxmarer

Medieninhaber: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH
© 2020 Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH
Hersteller: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH
Verlags- und Herstellungsort: Wien
Printed in Austria
ISBN: 978-3-99046-380-2

LESEPROBE

Inhalt

Einleitung	9
Körperbilder, Körpersymbole und Bekleidungs Vorschriften <i>Zur Repräsentation von Frauen in Werbung, Medien und Sport</i>	
1. Erhobenen Hauptes	12
Verhüllungspraktiken zwischen Lust und Verbot <i>Ingrid Gaier, Birgit Sauer</i>	
2. Looks Matter	20
Von Schönheitsarbeit, Body Shaming und der lookistischen Diskriminierung von dicken Frauen <i>Elisabeth Lechner</i>	
3. Die Rolle der Frauenpresse	46
Zu Legitimierung von Ausgrenzungen und Normierung des weiblichen Körpers am Beispiel der Zeitschrift ELLE <i>Karine Taveaux-Grandpierre</i>	
4. Vom Stillen bei offiziellen Auftritten bis zum weiblichen Dresscode	68
Der Körper als diskursive Strategie zur Konstruktion des Ethos der brasilianischen Politikerin Manuela d'Ávila <i>Mariana Ramalho Procópio</i>	
5. Kleidungs Vorschriften im Sport	80
Offizielle und inoffizielle Regeln für Athlet_innen <i>Ricarda Götz</i>	
6. Rechtsfragen geschlechterdiskriminierender Werbung	110
Rechts- und kulturtheoretische Diagnosen und Regulierungsperspektiven <i>Christian Berger, Ute Schreiner, Vanessa Horaceck</i>	
7. Bekleidungs Vorschriften am Arbeitsplatz	124
Ein rechtlicher Ausblick <i>David Koxeder</i>	
8. Die Kopftuchdebatte in Deutschland	142
Rückblick auf 20 Jahre juristischen und gesellschaftlichen Streit um ein Stück Stoff <i>Sabine Berghahn</i>	
9. Diskriminierungserfahrungen aufgrund des islamischen Kopftuchs	168
Wie Muslimas mit kopftuchbezogener Diskriminierung umgehen <i>Albert Scherr, Helen Breit</i>	

LESEPROBE

10.	„Seine Firma, seine Regeln“	184
	Wie Fraueninteressen in einem Online-Forum zur Legitimierung von Arbeitsmarktdiskriminierung von Kopftuchträgerinnen instrumentalisiert werden	
	<i>Julia Schuster, Doris Weichselbaumer</i>	
11.	Theoretische Annäherungen zu Geschlecht und Rassismus	200
	Musliminnen im Fokus von Islamfeindlichkeit	
	<i>Meltem Kulaçatan</i>	
12.	„Die“ akademische Migrantin in österreichischen Nachrichtenmedien	212
	Über diskursive Konstruktion(en) und Zuschreibungen	
	<i>Natalie Rodax, Katharina Hametner</i>	
13.	Kopftuch trifft auf blanke Brüste	226
	Auszug aus der Medienmarktanalyse Frauen Politik Medien 2018	
	<i>Maria Pernegger</i>	
14.	Herausgeber*innen und Autor*innen	234

LESEPROBE

LESEPROBE

Inhalt

Looks Matter

Von Schönheitsarbeit, *Body Shaming* und der lookistischen Diskriminierung von dicken Frauen

Elisabeth Lechner¹

Lookismus bezeichnet die Stereotypisierung und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Äußeren. Während als attraktiv geltende Menschen Privilegien genießen, werden weniger attraktive ökonomisch benachteiligt, gesellschaftlich abgewertet und ausgegrenzt. In der medialen Repräsentation werden nicht normschöne Menschen ins Lächerliche gezogen, als inkompetent und faul dargestellt bzw. gleich gänzlich unsichtbar gemacht. Aufgrund dieser dramatischen Schieflage sollte neben Sexismus, Rassismus, Diskriminierung aufgrund der Religion, des Alters oder einer Behinderung auch Lookismus als komplexe intersektionale Diskriminierungsform in den Fokus wissenschaftlichen, interessenpolitischen und aktivistischen Interesses rücken – gerade was die Ungleichbehandlung von dicken Frauen am Arbeitsplatz betrifft, die von lookistischer Diskriminierung besonders stark betroffen sind.

1 Looks Matter – Überblick und Struktur des Beitrags

Wer ist schön? Wie definieren wir als Gesellschaft Schönheit? Welche Vorteile hat es, als attraktiv zu gelten – und welche Nachteile, von der Gruppe der Attraktiven ausgeschlossen zu bleiben? Und sollten Körperlichkeit und Aussehen als Diskriminierungsgrund – gerade von Frauen – nach Jahrzehnten feministischen Engagements nicht längst überwunden sein? Genau solchen Fragen geht dieser Beitrag auf den Grund.

Ziel dieses Artikels ist es, Aufmerksamkeit zu schaffen für die komplexe Diskriminierungsform des Lookismus, also der Stereotypisierung und Abwertung von Menschen aufgrund ihres Äußeren. In diesem Kapitel wird Idealen, Schönheitsarbeit und lookistischer Diskriminierung von nicht normschönen Körpern nachgegangen. Es wird auf Basis empirischer Studien erklärt, dass Schönheit einen ökonomischen und sozialen Wert hat und dass der Druck, als schön zu gelten, im 21. Jahrhundert mit der Omnipräsenz von sozialen Medien noch zugenommen hat. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt mit einer Definition von Lookismus und *Body Shaming*. Im Anschluss werden diese theoretischen Überlegungen um ein spezifisches und besonders weit verbreitetes Beispiel lookistischer Diskriminierung ergänzt: das *Fat Shaming*, das dicke Frauen besonders stark betrifft. Nachdem Lookismus als ernst zu nehmende, bisher vernachlässigte intersektionale Diskriminierungsform etabliert wurde, widmet sich dieser Beitrag im letzten Abschnitt der Frage, wie Stereotypisierung, Ausgrenzung und Herabwürdigung aufgrund des Äußeren eingedämmt werden können. Während Lookismus rechtlich schwer greifbar ist und in absehbarer Zeit auch keine Erweiterung des Antidiskriminierungsrechts um die Kategorie „Aussehen“ stattfinden wird, braucht es jedenfalls Weiterentwicklungen auf Policy-Ebene, bewusstseinsbildende Bildungs- und Medienarbeit und Aktivismus gegen

exklusive Schönheitsnormen und ihre Auswirkungen, um der Mehrfachdiskriminierung von dicken Frauen entgegenzuwirken.

2 She's Got the Look – Ideale, Schönheitsarbeit und lookistische Diskriminierung von nicht normschönen Körpern

„Schönheit liegt im Auge des Betrachters.“ Oder ist dieser oft zitierte, dem griechischen Historiker Thukydides zugeschriebene Aphorismus gar nicht so zutreffend wie oft angenommen? Wie bereits die Übersetzung ins generische Maskulinum nahelegt, ist Schönheit kein geschlechtsneutrales Phänomen. Kulturgeschichtlich ist klar: Männliche Betrachter richten aktive Blicke auf passive Frauen, deren Schönheit sie bewerten.² Diese patriarchalen Zuschreibungen degradieren Frauen zu konsumierbaren Objekten; sie finden heute in einem kapitalistischen System statt, das Schönheit einen Marktwert zuschreibt. Demensprechend ist Schönheit – gerade für Frauen und mehrfach diskriminierte Gruppen – vielmehr Zwang, Notwendigkeit oder gar Überlebensstrategie und weniger Gegenstand subjektiver Präferenzen (vgl. McMillan Cottom 2019, 58, 71 f.).

Als Folge einer gesellschaftlich produzierten, jedoch naturalisierten (vgl. Villa 2011, 68 ff.), das heißt auf vermeintlich biologischen Grundlagen fußenden binären, heteronormativen Geschlechterordnung wurden Frauen, historisch betrachtet, oft auf ihre Körper, ihre „Anmut, Schönheit“ (Hausen 1976, 368) und scheinbar „naturgegebene“ fürsorgliche Häuslichkeit reduziert, während Männer im Gegensatz dazu mit Geist und Kultur in Verbindung gebracht wurden. Diese Strukturen sind – in veränderter Form – noch heute vorhanden und gut erkennbar in der unterschiedlichen Darstellung von Frauen- und Männerkörpern in den Medien (vgl. Berger/Schreiner/Horaceck in diesem Band). Öffentlich sichtbare Frauenkörper sollen jung, *weiß*³, fit, schlank, aber an den richtigen Stellen kurvig, falten-, haar- und nahezu körperfettfrei sein, während Männern in Sachen Aussehen (noch) mehr Spielraum zugestanden wird, besonders was ihr Alter betrifft. Gerade in der Werbung werden Männer immer noch als aktiv, beruflich erfolgreich und dominant abgebildet, während Frauen mit sexueller Verfügbarkeit, Sorgearbeit, Haushaltstätigkeiten bzw. in einem enormen Ausmaß mit Schönheitspflege in Verbindung gebracht werden (vgl. Berger/Schreiner/Horaceck in diesem Band).

Während ein schlanker, enthaarter und physisch fitter Körper – im Sinne leichter Vermarkt- und Konsumierbarkeit – heute unangefochten als erstrebenswertes Ideal gilt, scheint es wichtig, in Erinnerung zu rufen, dass dem nicht immer so war: „Hegemoniale Vorstellungen von als erwünscht geltender Körperlichkeit sind als Resultate gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse in bestimmten historischen Kontexten entstanden. Sie sind damit prinzipiell angreif- und veränderbar“ (Greif/Sarfert 2017, 30). In ihrem Klassiker *Unbearable Weight. Feminism, Western Culture, and the Body* zeigt Susan Bordo (1993) eindrücklich die soziohistorische Gewordenheit dieser Ideale auf. Während Mitte des 19. Jahrhunderts Geschäftsmänner und Politiker noch stolz ihre dicken Bäuche als Zeichen von erwirtschaftetem Überfluss zur Schau stellten, stand der grazile Männerkörper für die Aristokratie, die es nicht nötig hatte, ihren Wohlstand und ihre Macht so ostentativ zu präsentieren (vgl. Bordo 1993, 191). Dieses asketische Körperideal des bewussten Verzichts, das sich im Gegensatz zur diskursiv immer mehr an Bedeutung gewinnenden scheinbaren Willensschwäche dicker Menschen positioniert und durch Kontrolle auszeichnet, wurde immer mehr auch von der aufstrebenden Mittelschicht übernommen; und

so wurde die schlanke Ehefrau zum vorzeigbaren Statussymbol (vgl. ebd., 191 ff.). In *Unbearable Weight* wird also anschaulich der Weg von den ersten, die Mehrheitsgesellschaft betreffenden Einschränkungen der Kalorienzufuhr wegen ästhetischer Körperziele in der viktorianischen Ära Ende des 19. Jahrhunderts und dem beginnenden „Body-Management“ als mittelständischer Beschäftigung (vgl. ebd., 185) über die unterschiedlichen Konnotationen von Muskulosität⁴ bis hin zur fettphobischen Gegenwart mit straffen, glatten Idealkörpern (vgl. ebd., 190 f.) nachgezeichnet.

Denn auch heute gilt: Frauen und ihren (normschönen) Körpern wird so lange ohne großen Widerstand Sichtbarkeit im öffentlichen Raum zugestanden, solange man mit ihnen und ihrer Schönheit Prestige kreieren und/oder Produkte verkaufen kann – am besten mit fragmentierten Körperteilen wie einem derart konnotierten sexy Dekolleté oder einem aufreizenden Bein. Sobald sich diese Körper aber als Menschen mit Ansichten, Meinungen und einer eigenen Subjektivität erweisen, sobald diese Frauen in Politik, Wissenschaft und Wirtschaft vordringen oder selbst über ihre Sexualität und ihre Körper bestimmen wollen bzw. nicht nur über ihre Körper, Schönheit und Sexualität definiert werden wollen, wird es sehr viel schwerer, diesen Platz im öffentlichen Raum zu erobern und zu verteidigen.⁵

2.1 Vom ökonomischen und sozialen Wert von Schönheit – eine Frage der Intersektionalität

Wenn dieser Fokus auf Schönheit und unerreichbare Körperideale also erwiesenermaßen der physischen und psychischen Gesundheit von Frauen schadet (vgl. Rhode 2010, 28 ff.; Le Besco/Braziell 2001, 4) und sie viel Geld und Zeit kostet bzw. sie in ihrer Entfaltung einschränkt und auf bereits in den 1970er-Jahren kritisierte Geschlechterklischees reduziert (vgl. Hausen 1976), warum gibt es nicht viel mehr Widerstand gegen diese gesellschaftlich tief verankerten Strukturen und Praktiken? Warum verfolgen wir nicht schon lange das Motto „Riot – don’t diet!“ und kritisieren den „beauty-industrial complex“ dafür, was er ist: ein patriarchal-kapitalistisches Unterdrückungssystem (vgl. Wolf 1990) basierend auf weißer Überlegenheit.⁶

Abgesehen davon, dass (neo)koloniale, sexistische und auf Profit ausgerichtete Systeme nicht von heute auf morgen überwunden werden, hat die fortwährende Zentralität von Schönheit in unseren Leben auch damit zu tun, dass es eben nicht egal ist, wie man – oder noch viel mehr frau – aussieht. Wissenschaftliche, journalistische oder aktivistisch-künstlerische Beschäftigung mit Schönheit wird oft als oberflächliches „klassisches Frauenthema“ abgewertet, das als „zentrales feministisches Anliegen“ (Elias/Gill/Scharff 2017, 6, eigene Übersetzung) gesellschaftlich immer wieder neu begründet werden muss, obwohl ohne Rechtfertigung klar sein sollte: Ob Menschen – gerade mehrfach benachteiligte – als schön oder hässlich, attraktiv oder abstoßend gelten, hat drastische Auswirkungen auf ihre Leben. Looks matter – und wie!

Als attraktiv angesehene Menschen haben bessere Job- und Beförderungsaussichten (vgl. Hosoda/Stone-Romero/Coats 2003; Mobius/Rosenblatt 2006; James 2008), mehr Erfolg in zwischenmenschlichen Beziehungen und bei der Partner_innenwahl (vgl. Juhnke 1987; Mulford/Orbell 1998; Rhode 2010, 26 ff.), erhalten ein höheres Gehalt (vgl. Hamermesh 2011) und die bessere Gesundheitsversorgung. Schon in jungen Jahren bekommen schöne Schüler_innen die besseren Noten (vgl. Dunkake et al. 2012). Genau wegen des gesellschaftlichen Werts von Schönheit streben verschiedenste, gerade auch marginalisierte Gruppen – wie Schwar-

ze, transsexuelle oder adipöse Frauen – danach, auch Schönheitskapital zu erlangen und die Grenzen dessen, was als schön, als akzeptable Femininität (vgl. McMillan Cottom 2019, 62) gilt, zu erweitern, auch wenn diese Prozesse schmerzhaft sind, immer neue, unerreichbare Normen und unter ihnen leidende Kund_innen kreieren bzw. letztendlich Unterdrückungsmechanismen fortschreiben. Schönheit ist ein System, das notwendigerweise, um in seiner Exklusivität zu funktionieren, viele ausschließt und drastische ökonomische und soziale Konsequenzen für Menschen abseits der *weißen*, jungen, dünnen Norm hat. Gemäß den immer unerreichbar bleibenden Idealen, anhand derer immer neue Produkte verkauft und besonders Frauenkörper überwacht und kontrolliert werden, handelt es sich bei Schönheit um ein zutiefst widersprüchliches Konzept – selbst wer als zu schön und zu sexy gilt, kann Benachteiligung erfahren (vgl. Corbett 2011).

Lookistische Diskriminierung basiert also auf der Praxis, aufgrund von Äußerlichkeiten Gruppenzugehörigkeiten herzustellen, über die man Charaktereigenschaften und Kompetenzen feststellen zu können glaubt. Diese Vorgehensweise, menschliche Fähigkeiten anhand des Äußeren abzulesen, ist nicht nur meist nicht zielführend, sondern erinnert in ihren rassistisch und ethnisch diskriminierenden Facetten auch an die zutiefst problematische und im 19. und 20. Jahrhundert weit verbreitete Pseudo-Wissenschaft der Physiognomik. Bei der lookistischen Kategorisierung und Abwertung von Menschen auf Basis ihres Aussehens gilt es zu bedenken, dass Identitätsmarker wie Geschlecht, *Race*, Klasse, Sexualität, Alter, Körperform/-gewicht und Behinderung nie für sich, sondern immer als kokonstitutiv und in komplexer Abhängigkeit voneinander betrachtet werden müssen. Intersektionalität, wie Crenshaw (1991) das Phänomen auf Basis von Vorläufertexten wie jenem von Sojourner Truth (1851) oder jenem des Combahee River Collective (1981) dem sprachlichen Bild der Straßenkreuzung (engl. *intersection*) nach benannte, bezeichnet also kurz auf den Punkt gebracht „die Verschränkung verschiedener Ungleichheit generierender Strukturkategorien“ (Küppers 2014). Während es seit der Einführung des Konzepts auf verschiedensten Ebenen Kritik gab (vgl. zum Beispiel Michalitsch 2013), ist Intersektionalität heute vor allem auch als „Sensibilisierungsstrategie“ wichtig: „Es macht auf Schnittmengen von Diskriminierungen aufmerksam, sensibilisiert für die Prozesshaftigkeit binärer Differenzlinien und verdeutlicht zudem die jeweiligen Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse, in die kategoriale Zuschreibungen eingebettet sind“ (Küppers 2014).

Auf den Bereich Schönheitsideale umgemünzt bedeutet das Folgendes: Wer keinen norm-schönen Körper vorweisen kann, d. h., wer als zu dick, zu haarig, zu dunkelhäutig, zu groß/klein, zu alt, zu unmodisch, *disabled*, transsexuell/nicht binärgeschlechtlich oder unrein/krank (etwa wegen Narben oder Akne) wahrgenommen wird (besonders wenn mehrere dieser Identitätsmarker zutreffen), wird in vielen Lebensbereichen benachteiligt, abgewertet, verlacht, unsichtbar gemacht und im schlimmsten Fall entmenschlicht, objektifiziert und oft sogar mit Gewalt konfrontiert. Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht mehr oberflächlich, den (bewussten oder unbewussten) Wunsch zu hegen, sein Äußeres möglichst dem Ideal anpassen zu wollen.

2.2 Ästhetische Arbeit und Schönheitsdruck im 21. Jahrhundert

In den neoliberalen Leistungsgesellschaften des heutigen globalen Nordens sind Schönheit und Attraktivität nicht etwa eine als solche reflektierte und hingenommene glückliche Fügung, die

gesellschaftliche Privilegien mit sich bringt. Ganz im Gegenteil: Wer nicht schön genug ist, hat das als persönliches Versagen zu interpretieren, weil er_sie nicht hart genug am zu optimierenden „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) gearbeitet hat. Der eigene Körper wird zum Projekt und zur lebenslangen Baustelle (vgl. Rose 1999; Shilling 2012), er wird immer wieder aufs Neue produziert (vgl. Orbach 2017, viii): „Der Körper stellt nunmehr einen Rohstoff der Selbstoptimierung dar, welchen das Subjekt selbstständig und aktiv durch den Einsatz von (ungleich verteilten) Ressourcen im Sinne vorherrschender Körperideale zu verbessern bemüht ist“ (Greif/Sarfert 2017, 31).

Dieser Fokus auf permanente Selbstkontrolle (vgl. Bordo 1993, 186; Elias/Gill 2018) führt jedoch zu einer „Individualisierung von gesellschaftlichen Problemlagen und hat eine Entproblematierung sozialer Ungleichheit zur Folge“ (Greif/Sarfert 2017, 31). Wie der folgende Abschnitt zu *Fat Discrimination* noch zeigen wird, ist nämlich einerseits nicht jede körperliche Varietät beeinflussbar und andererseits – im Sinne einer Kritik dieses hegemonialen Leistungsparadigmas – keinesfalls als persönliches Scheitern zu werten. In der Diskussion um Schönheit gilt es, ungleich verteilte sozioökonomische Ressourcen wie finanzielles, soziales und kulturelles Kapital, neben Erwerbsarbeit verfügbare Freizeit und Zugang zu Wissen etc. mitzudenken bzw. zu bedenken, wie sehr beschämende lookistische Strukturen und Praktiken normierend und unterwerfend wirken (vgl. Bordo 1993, 186).

Aufgrund der jahrhundertelangen Reduktion von Frauen auf ihre Körper, ihre reproduktiven Fähigkeiten und die „private Sphäre“ und aufgrund des sozioökonomischen Stellenwerts von Schönheit in unserer Gesellschaft ist die Feststellung, dass Schönheitsdruck auf Frauen stärker lastet als auf Männern, nur wenig überraschend (vgl. Rhode 2010, 30). Frauen werden vom hegemonialen Schlankheitsideal noch stärker „tyrannisiert“ als Männer (vgl. Bordo 1993, 204) und leiden auch heute noch nachweislich öfter an Essstörungen und anderen psychischen Erkrankungen – dass diese bei Frauen statistisch häufiger vorkommen als bei Männern, scheint nur im Kontext von vergeschlechtlichter Diätkultur und unerreichbaren Schönheitsidealen erklärbar (vgl. etwa Zweiter Wiener Gleichstellungsmonitor 2016).

Im 21. Jahrhundert sind mit der Omnipräsenz von sozialen Medien wie Facebook, Instagram und Snapchat mit ihren zutiefst visuellen Kulturen, ihren zahlreichen Filtern und Nachbearbeitungsprogrammen die Anforderungen an Schönheitsstandards laut Elias, Gill und Scharff (2017) noch strikter und allumfassender geworden. In ihrem Buch beziehen sich die Forscherinnen mit dem Konzept der „ästhetischen Arbeit“, also dem kosten- und zeitintensiven Produzieren und Aufrechterhalten von Schönheit, auf Körpermodifikationen und Beschäftigung mit mediatisierter Körperlichkeit aller Art – vom Kuratieren und visuellen Auf- und Nachbereiten des eigenen Online-Auftritts über Workouts, tägliche Hautpflege, Rasieren, Haarkuren, Maniküre und Pediküre bis hin zu extrem kostenintensiven und körperlich tiefgreifend verändernden Praktiken wie Permanent Make-up, Laser-Haarentfernung und chirurgischen Eingriffen wie Brustvergrößerungen und Fettabsaugungen. Schon in der Einleitung heißt es: „Neoliberalismus macht uns *alle* zu ‚ästhetischen Unternehmer_innen‘ – nicht etwa nur die, die als Models oder im Mode- oder Designsektor arbeiten“ (Elias/Gill/Scharff 2017, 5, eigene Übersetzung, Hervorhebung im Original).

Die Autorinnen argumentieren also vor dem Hintergrund intensiver Schönheitsarbeit, die vor allem Frauen, immer mehr aber auch Männer verrichten, dass es mit dem Vormarsch von sozialen Medien und neuen Formen von Überwachung (vgl. ebd., 14 ff.; Elias/Gill 2018) zu einer

gleichzeitigen *Intensivierung* und *Extensivierung* von Schönheitszwängen komme (vgl. Elias/Gill/Scharff 2017, 26 ff.). Der Druck von Schönheitsnormen werde momentan intensiviert und geradezu ermöglicht durch die Omnipräsenz von Handykameras, die Normalisierung des Veröffentlichens von Fotos von sich und den Umstand, dass es gerade unter jungen Frauen absolut gang und gäbe sei, eigene Fotos und solche von Freund_innen mit an „forensischer Selbstüberwachung“ (ebd., 26) grenzender Kontrolle ganz genau unter die Lupe zu nehmen und nach vermeintlichen Makeln zu suchen bzw. solche mit Apps auszubessern, bevor man sie online stellt (vgl. ebd., 26 ff.). Wie die Auseinandersetzung mit *Fat Shaming* zeigen wird, können schon minimale Abweichungen vom Ideal „normativer Femininität“ (ebd., 27) als transgressiv interpretiert werden und zu abwertenden, misogynen Reaktionen führen.⁷

Zusätzlich zu dieser Intensivierung von Schönheitsdruck finde zeitgleich auch eine *Extensivierung* statt (vgl. ebd., 28–30). Gut auszusehen werde nun einerseits ausgeweitet auf neue Phasen oder „temporalities“ im Leben einer Frau, sodass nun auch immer jüngere Kinder und immer ältere Frauen bzw. Schwangere (vgl. Tyler 2011) und Mütter gut aussehen müssen (vgl. Elias/Gill/Scharff 2017, 29), andererseits aber auch auf neue und immer absurdere Regionen des Körpers (vgl. ebd., 30), sodass nun beispielsweise auch die Fußsohlen, Oberschenkel (Stichwort *Thigh Gap*), Achselhöhlen oder Vulvalippen nach zu erkaufenden Lösungen der Schönheitsindustrie verlangen.

2.3 Lookismus und *Body Shaming*

Wie lassen sich diese immer erweiterbaren Schönheitsideale rund um weibliche Körper und der Ausschluss von nicht normschönen Menschen nun als Diskriminierungsform fassen? Der Terminus „Lookismus“ selbst stammt aus dem US-amerikanischen Englisch und wurde laut Warhurst et al. (2009, 133) in den später 1970er-Jahren in der *Washington Post* das erste Mal als solcher verwendet. Lookismus beschreibt zunächst die Stereotypisierung und Bewertung von Menschen aufgrund ihres Äußeren – schöne Menschen werden aufgewertet, hässliche abgewertet. Meist wird der Begriff aber nicht neutral verwendet, sondern „um die Normierung von Körpern und damit einhergehende Diskriminierung und Ausschlüsse zu beschreiben“⁸.

Lookismus beschreibt also die Hierarchisierung von Gesellschaften anhand des Faktors Attraktivität/Schönheit. Wenn „Menschen, welche gesellschaftlich vorgegebene Vorstellungen von Attraktivität nicht erfüllen, abgewertet [werden]“, spricht man vom aktiven Vorgang des *Body Shaming*, „eine[r] Form der [lookistischen] Diskriminierung, Beleidigung und Demütigung von Menschen aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes“.⁹ Bei Diamond, Pflaster und Schmid (2017, 6) fallen, wie generell nicht unüblich, *Body Shaming* und Lookismus konzeptuell zusammen, und Lookismus wird knapp definiert als „Abwertung von Personen aufgrund ihres Aussehens“.

Wie unzählige Studien zeigen, führen ausgeprägtes *Body Shaming* und die damit einhergehende Scham und der Hass gegenüber dem eigenen Körper nicht nur zu weniger Selbstvertrauen im Umgang mit anderen, sondern oft ganz drastisch zum Rückzug aus dem Sozialen und zu Vereinsamung.¹⁰ Je mehr man von der schönen Norm abweicht, sei es, weil man dick und Schwarz, oder haarig und *disabled* ist, desto härter trifft einen diese Stigmatisierung.

Doch könnte man diese Form der Diskriminierung aufgrund des Äußeren, die oft sexistischen, rassistischen, ableistischen¹¹ oder ageistischen¹² Mustern folgt, nicht auch entlang dieser Kategorien denken, aufzeigen und bekämpfen? Diamond, Pflaster und Schmid (2017, 13) weisen wie die oben zitierten Forscher_innen auf die Notwendigkeit hin, Lookismus als intersektionale

Herausgeber*innen und Autor*innen

Christian Berger, BA, ist einer der Sprecher*innen des Frauenvolksbegehrens, Referent im Bereich Wirtschaft/Digitalisierung in der Arbeiterkammer Wien und Berater im Bereich Gender Equality Management. Er ist Mitbegründer des „Forums kritischer Jurist*innen“ und leitender Redakteur der Zeitschrift *Politix*, der Zeitschrift des Instituts für Politikwissenschaft der Universität Wien. Er war Experte für „Gender Equality“ für den Ausschuss für die Rechte der Frau und Gleichstellung des Europaparlaments. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Feministische Ökonomie, Gleichstellungsrecht und -politik, Populärkultur und Kulturkritik.



Sabine Berghahn, Dr.^{im} iur., ist Privatdozentin am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin sowie Rechtsanwältin. Sie studierte in München Rechtswissenschaft, absolvierte zwei Staatsexamen und wechselte dann 1981 nach Berlin (West). Dort wurde sie 1991 promoviert und 1999 habilitiert und hatte in Berlin, Bremen, Cottbus und Münster diverse Stellen in Forschung und Lehre sowohl im rechtswissenschaftlichen wie auch politologischen Bereich inne, arbeitete aber zeitweise auch als Rechtsanwältin sowie Journalistin. Mit der Kopftuch-Problematik beschäftigt sie sich nun schon längere Zeit, u. a. war sie als Leiterin des deutschen Teams an dem EU-Forschungsprojekt VEIL (2006–2009) beteiligt, mit dem Kopftuchdebatten und Regulierungen in acht europäischen Ländern untersucht wurden. Webseite: <https://www.polsoz.fu-berlin.de/polwiss/forschung/hon-vert-s-prof/transf-diskurs/team/team/berghahn/publikationen/index.html>



Helen Breit, MA, arbeitete viele Jahre als Sozialarbeiterin in der Jugendarbeit und Jugendhilfe, bevor sie 2016 als wissenschaftliche Mitarbeiterin an das Institut für Soziologie der Pädagogischen Hochschule Freiburg wechselte. Dort war sie Mitarbeiterin im Forschungsprojekt zur Deutung und Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen und forscht aktuell im Themenfeld „Junge Geflüchtete“.



Ingrid Gaier, MMag.^a, MA, studierte zunächst Germanistik, später Malerei und Grafik an der Akademie der bildenden Künste Wien, der Universität für angewandte Kunst Wien und der Kunsthochschule Maastricht (Niederlande) sowie Textil/Kunst und Design an der Kunstuniversität Linz. Sie absolvierte Artist Residencies in Kairo (Ägypten), Krumau (Tschechien), Rom (Italien), Malo (Italien) sowie im Internationalen Atelier Gmünd (Kärnten) und im Creative Centre of Stöðvarfjörður (Island). Sie war Gastprofessorin an der Kunstuniversität Linz, Lehrbeauftragte an der Kunstakademie Sofia (Bulgarien), an der Kunsterzieherfakultät Kairo (Ägypten), an der Kunstuniversität Linz, an der Pädagogischen Akademie Krems und an der Modeschule Hetzendorf, Fachbereich Textildruck und Textildesign, sowie Assistentin an der Sommerakademie Salzburg.

Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland, Workshops und Kooperationen im Kunst- und Bildungsbereich, Projektumsetzungen und Publikationen mit dem Kunstraum Arcade in Mödling.
Website: www.ingrid-gaier.at



Ricarda Götz, MA, ist Politikwissenschaftlerin mit populärkulturellem Fokus. Sie forscht zum Politischen in Comics, Filmen, Serien, Gaming und Sport. Sie arbeitet als Referentin für Grundlagenarbeit und Internationale Angelegenheiten im Frauenservice der Stadt Wien. Im Zuge ihrer Arbeit und als freie Autorin publiziert sie in Magazinen und hält Vorträge und Workshops zu unterschiedlichen Themen an der Schnittstelle von Gender.



Katharina Hametner, Ass.-Prof.ⁱⁿ, Dr.ⁱⁿ, studierte Psychologie an der Universität Wien. Sie promovierte zum Thema „Rassismus erzählt. Erfahrungs- und Umgangsweisen mit alltagsrassistischen Praktiken im Spannungsfeld antitürkischer/antimuslimischer Diskurse“. Seit 2010 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fakultät für Psychologie an der Sigmund Freud Privat Universität Wien (SFU) und lehrt dort Wissenschaftstheorie, qualitative Methoden und Sozialpsychologie. Sie ist wissenschaftliche Leiterin des Masterstudiengangs „Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis“, Mitglied der AG kritische Sozialpsychologie an der SFU sowie Mitherausgeberin der Zeitschrift *Psychologie und Gesellschaftskritik*. Ihre Schwerpunkte liegen in der kritischen Migrations- und Rassismusforschung sowie den qualitativen Methoden der Sozialforschung. Webseite: <https://www.sfu.ac.at/de/person/univ-ass-dr-in-katharina-hametner/>



Vanessa Horaceck, Mag.^a, ist Rechtsanwaltsanwältin bei CMS Reich-Rohrwig Hainz Rechtsanwälte GmbH in Wien und vorwiegend im Bereich Kartellrecht tätig. Davor arbeitete sie unter anderem als Universitätsassistentin am Institut für Unternehmens- und Wirtschaftsrecht der Universität Wien und engagierte sich für das Frauen*Volksbegehren. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit der Frage nach der Behandlung von Kartellverstößen im Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb.



David Koxeder, Mag., Dr. iur., studierte nach Ablegung der Reife- und Diplomprüfung an der Handelsakademie Linz Auhof Rechtswissenschaften an der Johannes Kepler Universität in Linz. Nach Absolvierung des Diplomstudiums und dem darauffolgenden Gerichtsjahr war er als Rechtsanwaltsanwält in namhaften Kanzleien in Linz und Wien beschäftigt und schloss während seiner Tätigkeit als Rechtsanwaltsanwält das Doktoratsstudium an der Johannes Kepler Universität ab. Im Jahr 2014 legte er erfolgreich die Rechtsanwaltsprüfung am Oberlandesgericht in Linz ab. Seit 2015 ist er in der Arbeiterkammer Wien in der Abteilung Arbeitsrecht als Rechtsberater beschäftigt. Sein Tätigkeitsschwerpunkt liegt in der arbeitsrechtlichen Beratung von ArbeitnehmerInnen. Er ist Herausgeber von zahlreichen Judikaturbesprechungen in der Zeitschrift *DRda-infas*, Autor von Aufsätzen in den *Fremden- und asylrechtlichen Blättern* (FABL) sowie Artikeln in der Zeitschrift *ecolex – Fachzeitschrift für Wirtschaftsrecht*.



LESEPROBE

Meltem Kulaçatan, Dr.ⁱⁿ, ist Erziehungs- und Politikwissenschaftlerin. Sie studierte Islamische Religionslehre und Politikwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Erziehungswissenschaft an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und war im Herbstsemester 2017 als Gastprofessorin am Religionswissenschaftlichen Seminar an der Universität Zürich in der Schweiz tätig. Im Jänner 2018 war sie im Rahmen der Carl von Ossietzky Gastdozentur an der Universität Oldenburg am Center for Migration, Education and Cultural Studies (CMC) tätig. Meltem Kulaçatan ist Mitglied im Rat für Migration und Mitglied im Vorstand der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt. Ihre Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind Jugend, Islam, Migration, Gender und Feminismus sowie Islam, Nationalismus und Bildung in der zeitgenössischen Türkei.



Elisabeth Lechner, MA, MA, studierte Russisch und Anglophone Literatures and Cultures an der Universität Wien. Ihre Dissertation *Beyond Disgust: The Popfeminist Politics of Body Positivity* verfasste sie im Fachbereich Cultural and Gender Studies am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Wien. Für die Fertigstellung ihres PhD-Projekts hat sie ein 3-jähriges uni:docs-Stipendium und ein Abschlussstipendium der Universität Wien für exzellente DoktorandInnen verliehen bekommen, die ihr neben einem Forschungsaufenthalt am Goldsmiths College, University of London, auch Vortrags- und Publikationstätigkeit im In- und Ausland ermöglichten. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen an der Schnittstelle von Popkultur-Studien, feministischer Medienwissenschaft, Affect and Body Studies. Elisabeth Lechner hat an der Universität Wien Medienkompetenzkurse zu Körperpolitiken in der Popkultur und zu Geschlecht und Werbung unterrichtet und legt großen Wert auf Wissenschaftskommunikation, die über die Grenzen des Elfenbeinturms hinausreicht (einen Überblick über ihre Aktivitäten finden Sie hier: linktr.ee/femsista). Sie hält regelmäßig Vorträge und gibt Workshops zu Feminismus, Gleichstellungspolitik, Body Positivity, Body Shaming und Lookismus. Lookismus. Seit Mai 2020 arbeitet sie im Büro für digitale Agenden der AK Wien.



Ingrid Moritz, Mag.^a, studierte Politikwissenschaft mit Fächerkombination an der Universität Wien, für ihre Diplomarbeit über die Beziehungen Österreich und Kuba hielt sie sich 1990 für 6 Monate in Havanna auf. Seit 1991 ist sie in der AK Wien beschäftigt, zunächst als Fachexpertin für den Bereich Frauen und Arbeitsmarkt, seit 1998 leitet sie die Abteilung Frauen und Familie der Arbeiterkammer Wien. Seit 2001 ist sie ehrenamtlich als Obfrau des Vereins Beratungszentrums für Migranten und Migrantinnen tätig.



Maria Pernegger, Mag.^a, ist Geschäftsführerin der Medienanalyse-Agentur MediaAffairs (www.mediaaffairs.at). Sie studierte an der Johannes Kepler Universität Linz Wirtschaft/Pädagogik. Nach einem kurzen Abstecher ins Marketing wechselte sie zu MediaAffairs in die Politik- und Medienanalyse – seit Jänner 2018 ist sie dort Geschäftsführerin. Sie ist Leiterin diverser Forschungsprojekte im medialen und gesellschaftspolitischen Kontext, unter anderem Initiato-

rin und Autorin von „Frauen – Politik – Medien“, der ersten bundesweiten Studie, die sich seit Jahren der öffentlichen Sichtbarkeit und Präsenz von Frauen in Medien und Entscheidungspositionen widmet.



Mariana Ramalho Procópio, Professorin am Institut für gesellschaftliche Kommunikation und an der Graduiertenschule für Sprache und Literatur (Masterniveau) an der Bundesuniversität von Viçosa (UFV), Brasilien. Leiterin des Instituts für gesellschaftliche Kommunikation. PhD in Linguistik von der Bundesuniversität von Minas Gerais (UFMG), Brasilien. Ko-Leiterin der Forschungsgruppe DIZ – Diskurse und Ästhetiken der Differenz. Gastforscherin an der Universität Lancaster, UK.



Natalie Rodax, Univ.-Ass.ⁱⁿ, MSc, ist Psychologin und als Universitätsassistentin an der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud Privat Universität Wien tätig. Sie lehrt in den Bereichen qualitative Methoden, Sozialpsychologie und wissenschaftliches Arbeiten/Schreiben. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der (kritischen) Sozialpsychologie, speziell in der kritisch-psychologischen Gender- und Migrationsforschung, mit einem Fokus auf die Anwendung qualitativ rekonstruktiver Methoden.



Birgit Sauer, Univ.-Prof.ⁱⁿ, Dr.ⁱⁿ phil., ist Politikwissenschaftlerin und Universitätsprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Sie war Mitbegründerin des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht“ in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft und Sprecherin des Forschungsverbundes „Geschlecht und Handlungsmacht“ an der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Staats-, Demokratie- und Institutionentheorien, vergleichende Gleichstellungspolitikforschung, Rechtspopulismus und Geschlecht sowie Affekte, Emotionen und Politik. Jüngste Publikationen: *Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*, Campus: Frankfurt am Main/New York 2016, gemeinsam mit Otto Penz; *Gouvernementalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault*, Campus: Frankfurt am Main/New York 2015, hg. gemeinsam mit Brigitte Bargetz und Gundula Ludwig. Website: <https://homepage.univie.ac.at/birgit.sauer/wordpress/>



Asiye Sel, Mag.^a, studierte Soziologie an der Universität Wien. Seit 1991 ist sie im Bereich Migration und Integration: Integrationsarbeit an Schulen und in AMS-Kursen (arbeitsmarktpolitische Beratung, Leitung diverser EU Projekte zu Gleichbehandlung und Antidiskriminierung sowie Anerkennung von Qualifikationen) tätig. Seit 2008 arbeitet sie als Referentin in der AK Wien mit Schwerpunkten Arbeitsmarktpolitik für Frauen, Migrations-, Diversitätspolitik und Gender. Mitautorin: "Gleichbehandlungs-Antidiskriminierungs-Materialien-Sammlung"; "Join In a Job"; "Ampel. Leitfaden. Bildung anerkennen", "50 Jahre türkische GAST(?) ARBEIT in Österreich". Bloggerin auf Arbeit und Wirtschaft (<http://blog.arbeit-wirtschaft.at/>).

Albert Scherr, Prof., Dr. habil., studierte Soziologie und Pädagogik an der Universität Frankfurt am Main. Auf der Grundlage eigener empirischer Studien und theoretischer Analysen hat er zahlreiche Veröffentlichungen zur Migrationsforschung und zur Diskriminierungsforschung verfasst. Er ist Direktor des Instituts für Soziologie der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Vorstandsmitglied im Rat für Migration sowie Redaktionsmitglied der Zeitschriften *Soziale Probleme* und *Sozial Extra* sowie der *Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung*. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der kritischen Gesellschaftsanalyse, der Soziologie von Einwanderungsgesellschaften sowie der soziologischen Diskriminierungs- und Rassismusforschung. Website: <https://www.ph-freiburg.de/soziologie/personen/albert-scherr.html>



Ute Schreiner, Mag.^a, ist Referentin in der Sektion für Frauen und Gleichstellung im Bundeskanzleramt. Zuvor arbeitete sie als Universitätsassistentin am Institut für Europarecht, Internationales Recht und Rechtsvergleichung in der Abteilung für Rechtsvergleichung, Einheitsrecht und Internationales Privatrecht. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich des Familienrechts, des Internationalen Privatrechts und im Bereich der Grund- und Menschenrechte.



Julia Schuster, PhD, studierte zunächst Soziologie in Wien und schrieb ihre Dissertation über die gegenwärtige Frauenbewegung Neuseelands an der University of Auckland. Seit 2014 ist sie Universitätsassistentin am Institut für Frauen- und Geschlechterforschung der Johannes Kepler Universität Linz, wo sie sowohl in der Forschung als auch in der Lehre tätig ist. In der Sektion „Migrations- und Rassismusforschung“ der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie ist sie Vorstandsmitglied. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen neben feministischer Aktivismusforschung in der Untersuchung von Arbeitsmarktdiskriminierung gegen Frauen und ethnische Minoritäten sowie in der empirisch-theoretischen Auslotung der Potenziale und Limitationen von Intersektionalitätstheorien. Webseite: <https://www.jku.at/institut-fuer-frauen-und-geschlechterforschung/ueber-uns/team/schuster/>



Karine Taveaux-Grandpierre, Dozentin für Informations- und Kommunikationswissenschaften, Universität Paris 13, Fachbereich Kommunikationswissenschaften. Mitglied von LabSIC und MSH Paris Nord. Ihre Arbeiten beruhen auf einem gleichzeitig historischen und informations- und kommunikationswissenschaftlichen Zugang. Sie forscht zur Industrialisierung der Presse, insbesondere zur Internationalisierung der Frauenzeitschriftenlandschaft und speziell der Zeitschrift ELLE. Ihre Analysen fragen nach den internationalen Erscheinungsformen von Frauenzeitschriften und ihren Entwicklungsstrategien. Sie ist Mitherausgeberin des Buches *Le Photojournalisme des années 1930 à nos jours. Structures, culture et public*, erschienen 2014 bei den Presses Universitaires de Rennes. Seit 2008 leitet sie eine internationale Arbeitsgruppe zur illustrierten Zeitschriftenpresse, die von der Maison des Sciences de l'Homme Paris Nord sowie von Labex ICCA anerkannt ist. Seit 2016 ist sie Mitglied des Forschungsverbands *Apparences Corps & Sociétés*.

Doris Weichselbaumer, Univ.-Prof.ⁱⁿ, Dr.ⁱⁿ, studierte Ökonomie an der Johannes Kepler Universität Linz und Gender Studies an der School for African and Oriental Studies, University of London. Seit 2013 ist sie Universitätsprofessorin und Vorständin des Instituts für Frauen- und Geschlechterforschung an der Johannes Kepler Universität Linz. Zuvor war sie u. a. Gastprofessorin an der Universität Pompeu Fabra in Barcelona sowie am Harriet Taylor Mill Institut für Ökonomie und Geschlechterforschung an der Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *Feminist Economics* (Taylor & Francis) und Trägerin des Käthe Leichter Staatspreises sowie des Gabriele Possanner Staatspreises. Ihre Schwerpunkte liegen in der feministischen Ökonomie sowie der Diskriminierungsforschung. Webseite: <https://www.jku.at/institut-fuer-frauen-und-geschlechterforschung/ueber-uns/team/weichselbaumer/>



Bildnachweise:

- Cover, Seite 17 unten: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1977, Kollektion 157, Nr. 8.
Seite 8, 17 oben: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1965, Kollektion 59, Nr. 295.
Seite 12, 15: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1964, Kollektion 25, Nr. 31A.
Seite 16 oben, 200: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1965, Kollektion 59, Nr. 298.
Seite 16 unten, 226: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1965, Kollektion 59, Nr. 293.
Seite 20: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51.
Seite 45: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1970, Kollektion 104, Nr. 5.
Seite 67: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1973, Kollektion 127, Nr. 37.
Seite 80: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1970, Kollektion 104, Nr. 1.
Seite 110: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1979, Kollektion 182, Nr. 1.
Seite 124: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1973, Kollektion 127, Nr. 38.
Seite 142: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1977, Kollektion 157, N. 10.
Seite 168: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1977, Kollektion 157, Nr. 4.
Seite 184 WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1966, Kollektion 51, Nr. 178.
Seite 212: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1970, Kollektion 104, Nr. 3.
Seite 234: WStLA, Modeschule der Stadt Wien, A 51: 1970, Kollektion 104, Nr. 4.